Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 44

Artikel: Der Usterbrand vor 100 Jahren

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647714

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

meine kleine Freundin, hatte es mir angetan, ihr verdankte ich, mich nicht mehr so einsam und verlassen zu fühlen ....

Im Frühling 1918 machten wir Hochzeit. Die Zustände im Lande gestalteten sich immer furchtbarer, es entbrannte der Bürgerkrieg, — wir beschlossen denn doch — meine junge Frau und ich — fortzugehen. Schwer fiel Natascha der Abschied von ihren betagten Eltern, galt es doch — die Heimat, Verwandte und Freunde zurückzulassen, alles was ihr von Kindheit an lieb und wert gewesen, hat sie verloren ..."

„Alles? Doch wohl nicht", unterbrach diesen Bericht meines Freundes seine zu uns tretende junge Frau: „Ja, sehr viel habe ich zurücklassen müssen, das ist wahr, aber doch nicht alles! Etwas habe ich mir von dort herüber gerettet: unser Liebesglück! Und da wir uns zu Allerseelen zuerst begegnet sind, versäumen wir nie, an diesem Tag das Grab unserer lieben dahingegangenen Margriten mit roten Astern zu schmücken, die ja meinen Mann zu unserem Moskauer Friedhofsplatz geführt hatten ...."

Rote Astern, — in meiner Vorstellung erstehen diese letzten Blumen vor dem Winter: wie lebhaft und formschön blühen sie im Spätherbst neben den farblosen, vergilbten Resten der vergangenen sommerlichen Pflanzen! Sie duften so herb und kräftig; immer bei diesem herbstlichen Duft wird es mir schwer ums Herz, — wie eine Mahnung ist es: daß der schöne Sommer so rasch verflogen ist, daß Winterkälte und Winterstürme nahen, begleitet vom Heulen des Windes im Rauchfang, — ein Mahnen, wie eilig und unbemerkt des Menschen Leben vergeht ... Von nun an will ich aber die roten Astern mit anderen Gefühlen zu betrachten suchen, haben sie doch meinem Freund Mut zum neuen Leben und ein großes Glück gebracht!

Der Usterbrand vor 100 Jahren.

Die Sozial-Revolte der Zürcher Handweber am 2. November 1832.

Die Schuld an der heutigen Krise wird vielfach auf die Ueberproduktion geschoben. Diese aber ist die Folge der ständigen maschinellen Verbesserungen. Niemand denkt deswegen daran, die Maschinen abzuschaffen, höchstens hört man ab und zu eine Kampfansage an die Uebermaschinen, an jene Maschinen, die an die Stelle von Menschen die Maschine setzen. Man möchte alle Automaten, alle laufenden Bänder als „Verbrecher an der Menschheit" verbieten, wenn das nicht geht, so hoch besteuern, daß die Menschenarbeit daneben bestehen kann. Ob es möglich ist, die technische Entwicklung abzubremsen?

Vor hundert Jahren hat man es im Zürcher Oberland versucht. Damals wurden dort die ersten Webmaschinen eingestellt. Die Folge war, daß die vorher sowieso schon schlecht bezahlte Handarbeit unrentabel wurde, daß der Verdienst bei 14- und mehrstündiger Arbeitszeit zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse nicht mehr ausreichte, daß große Arbeitslosigkeit, etwas vorher ganz Unbekanntes, die Menschen ängstigte.

Besonders schlimm stand es in den Kreisen der Zürcher Handweber. Bereits waren durch maschinelle Einrichtungen die Seidenspinner zu Tausenden arbeitslos geworden. Nun drohte das gleiche Schicksal den Baumwollwebern, hatte doch die Corrodische Fabrik in Uster die ersten Webmaschinen in Betrieb genommen. Die Angst um ihren Verdienst trieb die Baumwollweber aus dem Zürcher Oberland im November 1830 an den Ustertag, weniger die Unzufriedenheit gegen das herrschende Regime. Klar und deutlich verlangten sie in Uster denn auch ein Verbot der Einrichtung mechanischer Webstühle. Sie erhielten die Zusicherung, daß man auch da nach Abhilfe trachten werde. Daran klammerten sich die armen Hausweber. Aber die Hilfe ließ auf sich warten. Da regte sich der Groll neuerdings. Als 1831 die Zürcher von der neuen Regierung aufgefordert wurden, ihre Wünsche geltend zu machen, wiederholten zahlreiche Gemeinden die Forderung nach einem gänzlichen Verbot der Webmaschinen. So schrieb die Gemeinde Hinwil: Der Wunsch wird allgemein ausgesprochen, daß die hohe Landesregierung, um den wütenden und drohenden Gefahren zuvorzukommen, den Beschluß fassen möge, daß die Seiden-, Weberei-, Baumwoll- und Schlichtmaschinen abgeschafft, unmöglichen Falls denselben bedeutende Schranken gesetzt werden, damit die durch diese Maschinen verdienstlose Menschenklasse noch etwas zu ihrem Unterhalt verdienen kann. Aus Ringwil tönte es: Sind diese Maschinen nicht die verderblichen und unheilbringenden Erfindungen, welche die Seidenspinner zu Tausenden zu Bettlern gemacht und im Beginne sind, den Webern ein gleiches Schicksal darzubieten? Und wohin um Gottes Willen gehen mit dem Volk, das durch die entrissene Arbeit nur an den Bettelstab gebracht wird? Bedenkt, hochgeachtete Herren, bedenkt, besonders diejenigen geehrten Herren Repräsentanten, welche auf der Tribüne von Uster hiefür ihr Wort gegeben, welche Mühe und Zusicherung es damals bedurfte, um die vielen Tausende nur um dieses Gegenstandes willen Gekommenen zu beruhigen. Bedenkt nochmals, daß jene nur mit der Vertröstung, es werde sicher entsprochen werden, beruhigt nach Hause gingen. Noch deutlicher wurde Oberhittnau: Infolgedessen erlauben wir uns, bestimmt zu erklären, daß wir uns mit der Forderung des Verbotes der Maschinen unter keinen Umständen abweisen lassen, sondern bis zur Erreichung unseres Zieles das Aeußerste wagen werden, weil wir wissen, daß uns zuletzt nach allen fehlgeschlagenen Versuchen der Bettelstab doch noch übrig bleibt. Die Behörden von Bäretswil verlangten, daß in das Verbot der Maschinen die Bestimmung aufgenommen werde, daß die mechanischen Betriebe, die gegen das Verbot der Regierung weiterhin arbeiten, nicht unter staatlichem Schutze stehen, sondern dem Volke zur Vernichtung preisgegeben werden. An eine gewaltsame Vernichtung dachte man also lange vor der Tat schon. Interessant ist immerhin: Auf der einen Seite verlangte die Bewegung von 1830/31 Gewerbefreiheit, auf der andern wollte man stürmisch deren Einschränkung!

Zur Explosion kam es, als anfangs November 1832 der zweite Ustertag vom zürcherischen Schutzverein einberufen wurde. Die Weber beschlossen, teilzunehmen, um gegen die Verschleppung der Verbotserlassung für Webmaschinen zu protestieren. In Uster wußte man, daß ein Anschlag gegen die Corrodische Fabrik geplant sei. Man schickte daher sieben Herren des Komitees, darunter die Regierungsräte Bürgi und Fierz, um die Leute vor unüberlegten Streichen abzuhalten. Es war am 2. November 1832, die Fabrik geschlossen. Schon von 7 Uhr morgens an kamen fortwährend Haufen von 10, 20 und mehr Männern die Straße nach Wetzikon durch den Usterwald herunter. Die meisten gingen ruhig an der Fabrik vorüber, andere ließen sich zum weitergehen bewegen, wenn mit ihnen gesprochen wurde. Erst um halb 9 Uhr kam ein Haufe, der sich von Anfang an feindselig benahm. Wenn die Regierung nicht helfen wolle, müsse man selber einschreiten, hieß es. Die Männer überschritten die Brücke zur Fabrik. Bürgi und Fierz bemühten sich unerschrocken, die Leute zu beschwichtigen, von Exzessen abzuhalten. Vergebens, plötzlich flogen aus der Menge Steine gegen die Fenster. Das war das Signal zum allgemeinen Losbrechen der Volkswut. Mit Knütteln wurden die untern Fenster der Fabrik eingeschlagen. Dann wurden Stroh und Holz durch die eingeschlagenen Fenster geworfen und angezündet, dieweil andere in die Fabrik einbrachen und alles zerstörten. Fierz und Bürgi, die sich immer noch mühten, das Aergste abzuwenden, wurden mißhandelt.

Dichter Nebel hinderte jede Sicht, sodaß man vorerst im Dorfe keine Ahnung von den Begebenheiten hatte. Als man Kunde erhielt, rief der Präsident des Komitees: „Mir

nach, wer Vaterland, Ordnung und Eigentum heilig hält!" Volksmassen schlossen sich an, ein großer Teil davon mit unverhohlener Freude über das Zerstörungswerk. Die Feuerwehr war ziemlich rasch zur Stelle, wurde aber bedroht, als sie retten wollte.

Die ersten Verhaftungen waren mit Gefahr verbunden, war die Haltung des Volkes doch sehr drohend. Im ganzen wurden 75 Mann eingebracht, die man für die Rädelsführer und Hauptschuldigen hielt. 17 wurden sofort wieder entlassen, 56 nach Zürich transportiert, zwei zu Uster gefangen gehalten. Statthalter Krauer ritt dem ersten Wagen mit gespannter Pistole voraus. Die Regierung bot ein Bataillon Infanterie auf, das die Ortschaften Hittnau, Hinwil, Wetzikon, Bäretswil, Sternenberg, Baume, Pfäffikon, Russikon und Fischental besetzte. Zu Ausschreitungen kam es nirgends mehr. Die Volkswut hatte sich erschöpft. Der Schaden betrug 216,780 Gulden.

Am 29. Mai 1833 begann der Prozeß gegen die Rädelsführer. Militär besorgte den Ordnungsdienst, da man immer noch gewaltsame Befreiung fürchtete. Der Hauptschuldige war Felix Egli von Rellsten, Gemeinde Bäretswil, Vater von sechs Kindern. Es wurden Ketten- und Gefängnisstrafen bis zu 18 und 24 Jahren ausgesprochen, die letzten der Unglücklichen aber 1839 beim Zürcher Putsch befreit. Der Dichter Jakob Stutz hat uns in einem seiner Schriftchen die Stimmung der Zürcher Handweber geschildert und gibt uns die Möglichkeit, in die psychologischen Hintergründe zu schauen, die zum Usterbrand, zu diesem Aufbäumen der Menschheit gegen die arbeitsmordende Maschine, führten. F. V.

Die Quelle des Glücks. 16

Roman von Erich Kunter.

In Breslau unterbrach er die Fahrt, um den Geologen und Wünschelrutengänger Wilbrandt aufzusuchen.

In der kleinen, schlecht möblierten Wohnung im 4. Stock der Mietskaserne erhielt Brüggemann von dem alten Gelehrten mancherlei Aufschluß über die Bohrungsarbeiten bei Klingenmoos im Jahre 1912. Wilbrandt erinnerte sich noch sehr gut an seine damalige Tätigkeit und hatte sich auch Aufzeichnungen gemacht, die er noch besaß.

Diese Aufzeichnungen stimmten im großen ganzen mit den Eintragungen in den Archivbüchern der Klingenmooser Kurverwaltung überein. Demnach hatten die damals vorgenommenen Tiefbauarbeiten tatsächlich den Zweck gehabt, die notwendigen Sicherungen gegen Erdeinbrüche und Verlagerungen vorzunehmen.

„Ich selbst habe seiner Zeit nur die Aufgabe gehabt, bei dieser Gelegenheit zu forschen, ob sich unter Umständen eine vorhandene Nebenquelle nutzbar machen und der Hauptader zuleiten ließe. Dieser Plan stellte sich aber als undurchführbar, weil zu kostspielig, heraus."

„Hatte man zu jener Zeit auch ein Nachlassen in der Wasserzufuhr der Quelle beobachtet?" fragte Brüggemann.

„Das schon", erwiderte Wilbrandt, „es stellte sich aber glücklicherweise heraus, daß die Ursache nur in einer durch Einstürze und Versanden abgewürgten Zuleitung des Wassers zu suchen war; — beileibe nicht etwa in einem Versiegen der Quelle oder in der Abnahme des Wasserstandes im Zufuhrbecken."

Der Generaldirektor sah den Geologen scharf an; sah in zwei offene gute Augen, sah den Mann mit dem reinen Herzen und Streben in der ärmlichen Klause. Nein, so sah niemand aus, der Gemeinschaft mit Betrügern gehabt hatte, so lebte niemand, der Nutznießer einer Gaunerei gewesen war.

Aber war vielleicht nicht auch er betrogen worden und hatte seine Dienste, ohne es zu wissen und zu wollen, einem verbrecherischen Unternehmen zur Verfügung gestellt?

Das Herz des bedrängten Mannes schlug schneller und banger, als er die gewagte Frage stellte: „Sagen Sie mir noch, Herr Wilbrandt, ist es möglich, daß im Verlauf jener Arbeiten an der Quelle eventuell eine andere Quelle gefunden und nach Klingenmoos geleitet wurde; sagen wir: auf eine Entfernung von fünf Kilometern?"

Der Geologe schaute bei dieser Frage überrascht auf, seinem Gegenüber ins Gesicht. „Nein", sagte er langsam, fast befremdet, „das ist wohl nicht anzunehmen."

So sehr Brüggemann eine Antwort in diesem Sinne ersehnt hatte, so wenig war er doch davon befriedigt. „Kann er anders aussagen?" fragte er sich. Wilbrandt würde sich und seiner Arbeit ja selber ein schlechtes Zeugnis ausstellen!

Der Besuch bei dem Geologen hatte die Zweifel Brüggemanns: „Ist meine Quelle Eigentum oder Raub?" nicht gelöst. Was blieb noch übrig, um Gewißheit zu erlangen? Weiter nichts als der augenscheinliche Beweis: das Aufgraben der Stelle, an der die Arbeiten vor achtzehn Jahren vorgenommen worden waren. Aber das kam nicht in Betracht. Die Durchführung eines solchen Vorhabens würde große Summen erfordern und, was schlimmer war, unliebsames Aufsehen erregen. Wie sollte man die Grabungen vor dem Publikum und vor den Aktionären begründen und rechtfertigen? Ein anderer Weg mußte gefunden werden, aber ein sauberer. Das war die erste Bedingung, die Brüggemann sich stellte.

*

In Neustadt, der Schnellzugstation, stieg Brüggemann aus, um im Autobus nach Klingenmoos weiterzufahren. Da fiel ihm die Adresse Borsts ein, der sich hier eingemietet hatte. Es war vielleicht am besten, den Fuchs in seiner Höhle aufzusuchen, ehe er bei ihm wieder einbrach. Der Generaldirektor verspürte Ekel, wenn er daran dachte, den Geruch dieses abscheulichen Menschen wieder tagelang in seinem Hause haben zu müssen. Entweder sich sofort mit dem Erpresser einigen oder aber die Beziehungen radikal abbrechen! Der Gang in die abgelenene Straße, wo Borst wohnte, kostete Brüggemann Ueberwindung. Er trieb sich innerlich an. Eine Stunde — und alles war vorbei! Zu Hause dann schnell ein Bad, um den Schmutz der Reise und der verschiedenen, nicht gerade reinlichen Geschäfte abzuwaschen! —

Borst grinste unverschämt, als er des Generaldirektors ansichtet wurde.

„Was sind Ihre Bedingungen?" fragte Brüggemann geradezu, die Aufforderung Borsts, Platz zu nehmen, nicht beachtend.

„Nicht so stürmisch!" wehrte Borst ab. „Sie wollen mich wohl überrumpeln? Gut Ding will Weile haben. Immerhin freue ich mich über Ihren Besuch; er zeigt mir, daß Sie Ihrem guten Instinkt gefolgt und ernstlich willens sind, mit mir zusammenzuarbeiten."

„Ich denke nicht daran."

„Warten Sie, wir wollen den Handel genau überlegen", sagte Borst, der die Worte Brüggemanns nicht gehört zu haben schien. Er wanderte, in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und ab. Brüggemann beobachtete ihn neugierig, ja fast belustigt. Der Mann erschien fast lächerlich mit seinen eckigen Bewegungen und in dem merkwürdigen Aufzug. Ein kleiner Teufel, ein Kobold, dachte Brüggemann.

„Suchen Sie nicht zuviel von mir zu erpressen!" warnte der Besucher. „Ich bin nicht gewillt, mich Ihnen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben."

Borst runzelte die Stirn und nahm unvermittelt einen anderen Ton an, der nichts Verbindliches und Höfliches mehr hatte.

„Sprechen Sie nicht so zu mir!" sagte er, „Sie scheinen Ihre Lage noch nicht genau zu kennen. Ich habe zu fordern und zu bestimmen, nicht Sie! Ich allein habe mich zu entscheiden, ob ich Sie oder Ihren Gegner fallen lassen oder auf den Thron erheben will."